

# Beilage zu Nr. 15 des Grenzboten.

Neuenbürg, Samstag den 25. Januar 1902.

## Rede des Reichstagsabg. Schrenpf

am 15. Januar zur Interpellation Arendt u. Gen. (Schluß.)

Ich glaube, wenn wir unsere Petitionskommission veranlassen würden, einmal diejenigen Witzschriften von Veteranen anzusehen, die Jahr für Jahr an sie kommen, so würden schon daraus die verbündeten Regierungen einen gewissen Maßstab dafür bekommen, daß sehr viel Not vorhanden ist und größere Mittel nötig sind. Nehalch sind gewiß auch die unteren Militärbehörden in der Lage, zu erklären: wir sind leider gezwungen, sehr viele Wünsche, die immer und immer wieder an uns kommen, zurückzuweisen. Also über das dringende Bedürfnis einer besseren Fürsorge sollten die verbündeten Regierungen nicht in einem so hohem Grade im Ungewissen sein, wie das die genannten Ziffern beweisen.

Daß die Verteilung der Beihilfen Sache der einzelnen Bundesstaaten sein muß, erkenne ich an; das versteht sich von selbst. Aber die Mittel müssen vom Reich gewährt werden; das Reich muß A sagen, wenn die Einzelstaaten B. sagen sollen.

Die wiederholte Versicherung, „es fehlt den verbündeten Regierungen nicht an Wohlwollen“, hat mich insofern traurig berührt, als ich nur sagen muß: wir glauben ja, daß auf Seiten der Regierungen Wohlwollen für die Veteranen vorhanden ist; aber aus der Mitte des Reichstags heraus muß immer wieder darüber geklagt werden, daß dieses Wohlwollen nicht genügend sei, daß es nicht ausreicht. Also steigern sie doch das Wohlwollen so hoch, wie es nötig ist!

Ich kann wirklich nicht verstehen, daß es so außerordentlich schwierig sein soll, die Mittel für die Veteranenversorgung ganz oder teilweise aus Staatsmitteln zu nehmen. Machen Sie einmal die Probe mit einer Staatsforderung für diese Zwecke, dann werden wir ja sehen, ob die Budgetkommission sie bewilligt oder nicht. (Sehr richtig! rechts.) Wenn dann die Forderung bewilligt ist, dann wird sich auch herausstellen, wie die Bedienung gesunden werden soll; das ist ein verhältnismäßig leichtes Verfahren. Ich glaube, daß kaum ein Titel im Etat ist, der seitens der verbündeten Regierungen leichter zu vertreten wäre, als dieser. Machen Sie doch die Probe daraus, legen Sie statt 1 Million 3 Millionen in den Etat hinein, dann hat die Budgetkommission auch ihren Teil der Verantwortung zu tragen. Bis jetzt heißt es im Volk und unter den Veteranen: nur die verbündeten Regierungen sind ein Hindernis, daß nicht genügend für die Veteranen gesorgt ist. So liegt die Sache heute, und diese Tatsache bedauere ich im wohlverstandenen Interesse der verbündeten Regierungen.

Meine Herren, auf die Bemerkungen über die Steuern, daß das Terrain für Steuern vollständig „abgegrast“ sein soll, will ich mich nicht weiter einlassen. Das aber die Börsensteuer betrifft, die der Herr Vertreter der verbündeten Regierungen als besonders ungeliebte Steuer angeführt hat, so kann ich ihm versichern: mit der Börsensteuer sind 99 Prozent des deutschen Volkes völlig einverstanden und wenn diese Steuer heute noch erhöht würde, so wären sie auch damit einverstanden. Wenn das Börsenpublikum mit der Steuer nicht zufrieden ist, so ist das die selbstverständliche Sache von der Welt. Aber die verbündeten Regierungen können versichert sein, diese Unzufriedenen sind nicht die gefährlichsten Volksteile im deutschen Vaterland, die etwa Revolution machen; das sind auch nicht die Kreise, von denen zu fürchten ist, daß sie durch trügliche Bekwerung in den finanziellen Ruin hineinkommen. Hier läßt sich für Staatsbedürfnisse noch mehr holen, wenn auch dabei von den Börsenleuten geschrien wird. (Sehr richtig! rechts.)

Meine Herren, die Zahlen, welche die braunschweigische Staatsregierung über die Veteranenfürsorge angeführt hat, möchte ich ebenfalls in einer anderen Weise interpretieren, als der Vertreter der verbündeten Regierungen es gethan hat. Wenn uns mitgeteilt wurde, es seien am 27. November der braunschweigischen Regierung nur 3 unerledigte Witzschriften von Veteranen vorgelegen, nun habe die Besprechung im Reichstags und in der Presse stattgefunden — und schon am 11. Dezember habe sich herausgestellt, daß weitere 135 hilfsbedürftige Veteranen sich gemeldet hätten, — wobei aber ganz ruhig mitgeteilt wurde, bei 56 derselben

träfen die gesetzlichen Voraussetzungen zu. — so frage ich: was beweist dann die Zahl 135? Sie beweist keineswegs, daß diese Veteranen begehrt sind, wie der Herr Vertreter der verbündeten Regierungen gemeint hat (hört! hört!), sondern das beweist meiner Ueberzeugung nach nur soviel, daß viele der bedürftigen Veteranen erst durch die Erörterungen im Reichstags und in den Zeitungen Kenntnis bekommen haben, daß ihnen eine Beihilfe gewährt werden soll. Die selbsterige Unkenntnis war es, welche diese Veteranen veranlaßt hat, sich erst so spät zu melden. Sobald der gute Wille des Reichstags und der verbündeten Regierungen bekannt wurde, sind die Meldungen gekommen. Es waren freilich auch Unberechtigte darunter, bei welchen die gesetzliche Voraussetzung einer Beihilfe — vollständige, dauernde Erwerbsunfähigkeit — nicht nachgewiesen werden konnte; aber ist es der Not nicht genug, wenn gesagt wird: unter den 135 sind 65, bei welchen die vollständige, dauernde Erwerbsunfähigkeit nachgewiesen ist, und diese alle haben bis dato nichts bekommen!

Wenn vom Regierungstisch zum Schluß gesagt wurde: bis zur gründlichen Besserung der finanziellen Verhältnisse des Reichs müssen wir eine durchgreifende Hilfsaktion für die Veteranen hinausschieben, — so muß ich dagegen meinerseits entschieden protestieren. Ich glaube der Zustimmung aller meiner Freunde sicher sein zu dürfen, wenn ich sage: in dieser Frage steht in erster Linie das Bedürfnis. Soweit das Bedürfnis nachgewiesen ist, müssen auch die Mittel dafür beschafft werden! Wiederholt erkläre ich: machen Sie die Probe darauf, ob der Reichstags die nötigen Mittel nicht bewilligt.

Der Notstand liegt vor, und ich kann ohne jede Uebertreibung sagen: wenn die Sache so weiter geht, daß wir als Volksvertreter immer und immer wieder in der Sache schieben und schieben müssen, und es wird niemals gründlich geholfen, es wird nicht, wie ich es bei der letzten Beratung ausgesprochen habe, diese letzte Wunde des Krieges von 1870/71 endlich geschlossen und zur Heilung und Vernarbung gebracht, — dann ist es begreiflich, wenn im Volk Ausdrücke fallen, wie sie mir schon oft zu Ohren gekommen sind: „das ist ein Skandal!“ und ich konnte nicht mit Entschiedenheit widersprechen, wie ich es gern gethan hätte.

Meine Herren, die Anklagen, welche wir heute vom Regierungstisch erhielten, haben in mir die Ansicht zur Reife gebracht: es liegt zunächst in den Händen der Budgetkommission, bei der Beratung des betreffenden Etatmittels eine Erhöhung zu beantragen. Ich bitte darum, daß das in genügender Weise geschieht; dann wollen wir sehen, ob die verbündeten Regierungen ihrerseits widersprechen. Bis jetzt habe ich den Eindruck, es wird bleiben, wie es früher war: der Reichstags wird schieben und schieben müssen, damit etwas geschieht, und ich hoffe, die verbündeten Regierungen werden sich immer weiter und weiter schieben lassen, wenn sie sich auch nicht — wie es in ihrem eigenen Interesse liegen würde — entschließen können, entscheidende Schritte und größere Schritte als bisher in der vorliegenden Sache zu machen.

## Württemberg.

Stuttgart, 23. Jan. Am letzten Sonntag fand die Landesversammlung der Deutschen Partei in dem Stadigarten hier statt. Dieselbe war von 700 Mitgliedern besucht. Für den erkrankten Rechtsanwält Karl Schott präsierte Rechtsanwält Dr. Schall. Generalsekretär Pazik-Berlin und Generalsekretär Baijch-München überbrachten Grüße und Wünsche der Zentralkommission der national-liberalen Partei Deutschlands bezw. der national-liberalen Landespartei Bayerns. Beide Redner versichern und hoffen ein Handinhandgehen ihrer Parteileitung mit der Deutschen Partei Württembergs. Prof. Mezger erstattete den Geschäftsbericht, wies auf die zahlreichen Erfolge der Deutschen Partei bei Gemeindevahlen hin, während in Stuttgart nur dann ein Sieg der rechtsstehenden Parteien zu erwarten sei, wenn alle nicht radikalen Wähler zur Wahlurne kommen. — Nach Vornahme der Neuwahl des engeren Landesauschusses berichtete Abg. v. Geß über die landständischen Arbeiten des Ende 1900 neu-

gewählten Landtags. Redner weist darauf hin, daß die Deutsche Partei gegen die Einsetzung einer Kommission zur Beantwortung der Thronrede gestimmt habe. Die im Jahre 1900 noch 81 Millionen betragenden Staatsausgaben seien 1902 auf 89 Millionen angewachsen wegen der erhöhten Matrikularbeiträge, wegen der vermehrten Zinsenlast für unsere Staatsschulden und wegen der Beamtenaufbesserung. Unsere Eisenbahnverwaltung sei gut, aber die Eisenbahnrente nicht befriedigend, letztere betrage pro 1900 nur 2,1 Prozent, in Preußen aber 7,17 Prozent. Dazu stehen uns noch große Ausgaben (ca. 100 Mill.) bevor für Aenderung des Stuttgarter Bahnhofes und für Erbauung einer Bahn auf dem rechten Neckarufer von Stuttgart bis Eßlingen, resp. Plochingen. Der Abschluß einer Eisenbahngemeinschaft mit Preußen würde unsere Selbstständigkeit nicht beeinflussen, uns aber große Vorteile bringen. Die Kammer der Abg. habe zwar einen diesbezüglichen Antrag mit 51 gegen 26 Stimmen abgelehnt, aber die große Mehrheit des württ. Landtags habe sich dafür ausgesprochen. Eine allgemeine Personentarifermäßigung wäre nur in besseren Zeiten möglich, dagegen könne man schon jetzt den Nahverkehr billiger gestalten. Die soziale Frage werde die Partei nicht aus dem Auge verlieren. Zunächst sei die Verwaltungsreform und die Steuerreform zu erledigen, die Petitionen der Volksschullehrer harren der Befriedigung. Die Deutsche Partei treibe nur vaterländische, keine Parteipolitik, ihre Waffe werde immer die Macht der Wahrheit bleiben. (Beifall.) Reichs- und Landtagsabg. Hieber spricht über die Thätigkeit der Partei im Reichstags. Für die Chinavorlage habe die natlib. Partei gestimmt, wie auch die Volkspartei. Das Reich steht jetzt vor einem Defizit von 59 Millionen, wovon 35 Millionen durch eine Anleihe gedeckt werden sollen. Durch eine Finanzreform sollte das Reich endlich auf eigene Füße gestellt werden, aber das Zentrum sei dagegen. Den Gedanken des Schatzsekretärs Thielmann, eine Reichs-Tabak- und Biersteuer einzuführen, hält Redner für einen unglücklichen. Eine bessere Invaliden- und Veteranenfürsorge müsse dem Schatzsekretär abgerungen werden. Redner bespricht sodann eingehend die Zolltariffrage. Durch die Obstruktion der Sozialdemokraten in der Kommission stehe nicht nur der Zolltarif, sondern auch das Ansehen des Reichstags in Frage. Alle indirekten Steuern nach dem Wunsch der Sozialdemokraten abzuschaffen, sei unmöglich. Alle zivilisierten Nationen umgeben sich mit sehr hohen Schutzzöllen. Es wäre für Deutschland ein Akt des Selbstmords, wenn wir das Freihandelsystem einführen würden. Rußland brauche unbedingt einen Handelsvertrag mit uns. Unser neuer Zolltarif soll möglichst günstige Vorbedingungen für künftige Handelsverträge schaffen. Wir sind für ausreichende Erhöhung der Getreidezölle, welche auch unsere württ. Bauern nötig haben, nicht nur die ostelbischen Junker. Zum Schluß wurde ein Antrag Müller-Göppingen angenommen, die Deutsche Partei möge im Reichstags für baldige Einführung des Postschwebens eintreten. Prof. Dr. Hieber verspricht diesbezügliche Schritte bei seiner Fraktion im Reichstags. Sodann schloß der Vorsitzende die vierstündigen Verhandlungen mit dem Wunsche, daß der Geist der heutigen Versammlung hinausgetragen werde und ein vielfaches Echo finden möge. Hieran schloß sich sodann noch ein gemeinschaftliches Mittagessen.

Stuttgart, 23. Jan. Wie jetzt erst bekannt wird, ist vor einiger Zeit im Kabinett Seiner Majestät des Königs eine Geldkassette mit 200 M. Inhalt gestohlen worden. Die Kassette wurde in zerbrochenem Zustande leer in der Nähe von Feuerbach aufgefunden. Der Thäter ist nunmehr in der Person eines geisteskranken Arbeiters namens Audi aus Juffenhaujen ermittelt.

gebient hat, hie in dieser wer auf der ert zu Ver- Bemerkungen, es äußern, hliche Ueber- mer gemacht auswärtigen n Rede und ngland, über Tripolis und Dinge vor, heit, wollte ungen einen kfindigungen ter, Delcasse die sich ihm and Barreres m italienisch- en, sind nicht arter Hof- g. ein hüb- tzer hiesiger erviceuerwehr. dieser ihrer pffeneriprien herstrahlen in Hoftheaters e auf sie zu ine der Offi- Antwort des mer do und 3 trenke er sich von d angefohen, recht ungeniert der Offizier, die Umstände r hinüber ins e sich geben, lassen Sie es . Jetzt erst Stupiens Be- Kollege hatte p er mit dem elegenheit war enuß von 2 enbröttern, die ichtig auf die d 27. Januar. und verboten.) unnehmende So- zu vereinssetzt telegramme. ordd. Allgem in Wales reist in den Kaiser und am 27. p des Kaiser er einer alte itige Interesse itischen Tages dem britischen utschem Boden „Frankf. Zig“ m lgl. Garten mit gezielten pektor parietu toß; er wurde afetet; er scheit



### Unterhaltender Teil.

## Der schwarze Schleier.

Kriminal-Roman von Gustav Lange.  
(Fortsetzung.)

Der Erzähler holte einige Male tief Atem, der Groll gegen seinen damaligen Nebenbuhler, der mehr Glück gehabt hatte, war also noch nicht aus seinem Herzen geschwunden. Vollbrecht hatte aufmerksam seinen Worten gelauscht — der Mann sprach die Wahrheit, dies wurde ihm klar, so hatte er sich auch ungefähr den Vorgang gedacht; das Mädchen hatte eine Liebenschaft mit einem bis jetzt noch unbekanntem Manne gehabt, trotzdem ihre Herrschaft dies in Abrede stellte; es war aber eine heimliche Liebenschaft gewesen und das Liebespaar hatte vielleicht ein ganz besonderes Interesse daran, dieses Verhältnis geheim zu halten.

Wer war aber dieser Mann und war er an dem Einbruche in dem Hause Weirings und schließlich an dem Tode des Mädchens beteiligt? Dieses zu ermitteln war also Vollbrechts Aufgabe — vor allem war der Mann, der die Verstorbene an sich zu ketten und sie vielleicht zur Helferin bei seinem Verbrechen zu gewinnen verstanden hatte.

„Würden Sie den Mann wohl wieder erkennen, den das Mädchen Ihnen damals vorzog?“ fragte Vollbrecht. „Es war wohl ein recht feiner Mann?“

„O, ob ich ihn wieder erkenne; es sollte mich wundern, wenn er heute nicht auch hierher käme.“

„Glauben Sie?“ unterbrach der Kriminal-Wachmeister den Sprecher und ergriff ihn so festig am Arme, daß dieser erschrocken einen Schritt bei Seite trat und ihn verwundernd anschaute. „Erschrecken Sie nicht, mit dem Mädchen und ihrem Liebhaber hat es ein besonderes Vermandnis, sodaß ich wirklich dringendes Verlangen danach habe, den Mann heute hier zu treffen. Ich will nicht zu viel versprechen, aber fünfzig Mark erhalten Sie noch extra, wenn Sie mir sagen können, ob er heute hier ist oder mir sonst angeben können, wo ich ihn treffen kann.“

Das an und für sich rote Gesicht des Arbeiters färbte sich noch mehr — war das ein Glückstag heute; erst hundert Mark und nun noch fünfzig dazu — eine Summe verdient. Seine Augen funkelten begierig, wie er den Blick durch den weiten Saal schweifen ließ, der sich immer mehr anfüllte, sodaß es schon schwerer wurde, einzelne Personen herauszufinden. Zudem herrschte ein Durcheinander, welches durch die tanzenden Paare noch vermehrt wurde. Vollbrecht folgte jeder Bewegung des Arbeiters, auf den das versprochene Geld eine faszinierende Wirkung ausübte. Er fühlte es, daß er jetzt vor dem wichtigsten Moment stand — der nächste Augenblick schon konnte ihm die größte Ueberraschung bringen.

„Halt, Herr, sehen Sie dorten!“ rief der Arbeiter halb laut aus und zeigte mit der Hand nach einer bestimmten Richtung. „Der blasse Mann mit dem hellen Anzug und dem in der Mitte getheilten Haar — er sieht aus wie ein Baron — der ist es!“

„Hi! Nicht so laut! warnte Vollbrecht, dessen Stimme zitterte; sein gelühtes Auge hatte den Mann auch schon herausgefunden — es stimmte, ein blasser Mann war auch der Begleiter des Mädchens gewesen — also endlich, endlich fand er die Person, nach der er so eifrig geforscht hatte, der Zufall sollte sie ihm entgegenführen.

### 7. Kapitel.

„Hier haben Sie meine Adresse, kommen Sie morgen in meine Wohnung, wir werden dann weiter mit einander sprechen, und Sie erhalten auch Ihr Geld,“ mit diesen Worten überreichte Vollbrecht seinem Gewährsmann eine Visitenkarte und wollte sich dann von ihm entfernen. Er sah doch deutlich den blassen Mann mit dem dunklen Haar und hellen Anzug auf derselben Stelle im Gespräch mit einem Mädchen stehen. Ganz unauffällig wollte er sich zwischen

die Tanzenden hindurch auf die andere Seite des Saales begeben, um sich des Mannes zu versichern, er war aber noch keine zwei Schritte weit gekommen — da — das Blut drohte ihm in den Adern zu stocken — der Mann hatte sich wie zufällig herumgedreht und als ihre Blicke sich aus der Entfernung begegneten, da war er nicht mehr zu sehen.

Der Kriminal-Wachmeister vergaß in der Aufregung ganz wo er sich befand — mit wenigen Sätzen befand er sich auf der Stelle, wo er den Gesuchten eben noch neben dem Mädchen gesehen hatte — aber er war verschwunden, nirgends mehr zu erblicken. Mit fliegendem Atem fragte er das erschrockene Mädchen, wer der Mann war, mit dem sie sich eben noch unterhalten habe und wohin derselbe so plötzlich sei, aber er erfuhr nichts, das Mädchen kannte den Mann nicht, er hatte das erste Mal zufällig mit ihr gesprochen und ihr nur einige nichts sagende Schmeicheleien zugeflüstert. Sie war eben so sehr darüber erstaunt, wie er mitten seiner Rede abgebrochen und durch die nächste Thüre verschwunden war.

Nun war es Vollbrecht klar, er hatte in diesem Manne einen ausgeheimten Vurischen vor sich, der ihn sofort erkannt hatte und über seine Absicht nicht im Zweifel war und sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht hatte. Er schäumte förmlich vor Wut und war einen Augenblick ganz unerschütterlich — und dieser Augenblick gab dem Verfolgten einen kleinen Vorsprung. Vollbrecht eilte durch dieselbe Thüre, durch welche nach Angabe das Mädchen der galante Mann verschwunden war, aber er kam auf einen leeren Hofraum und hier sah er keinen Ausgang und auch keinen Menschen mehr. In aller Eile durchsuchte er schnell alle etwaignen Verstecke — wenn der Mann hier herausgeschlüchtet war, konnte er nicht vom Erdboden verschwunden sein, er mußte sich irgendwo verborgen halten. Jetzt kamen auch noch andere Personen herbei und halfen mitsuchen, doch mit demselben negativen Erfolg. Es war also nicht anders, der Flüchtling war mit der Vertilichkeit gut vertraut und hatte einen Ausweg gefunden. Vollbrecht sah sich endlich gezwungen, das Suchen aufzugeben.

Er warf dann noch einen flüchtigen Blick in den Saal, hier einzutreten hatte aber keinen Zweck, überhaupt hatte seine Abwesenheit in dieser Sache keinen Nutzen mehr. Wenn der Verschwundene ihn erkannt und Grund hatte ihn zu fliehen — so war ganz sicher anzunehmen, daß er nicht mehr in dieses Lokal zurückkehrte. Draußen auf der Straße fragte Vollbrecht noch diesen und jenen Schutzmansposten, aber keiner von ihnen hatte einen Mann wie er ihnen beschrieb, gesehen. Er machte sich selbst die heftigsten Vorwürfe, weil er so ungeschickt vorgegangen war und konnte es nicht begreifen, wie er sich in der Erregung hatte hinreißen lassen, seine gewöhnliche Vorsicht außer Acht zu lassen.

So nahe und doch noch entwischt — nein, war es nur möglich. Der einzige Trost, der ihm in dieser fatalen Sache blieb, war der, er hatte nun die geheimnisvolle Persönlichkeit, welche ihm sein Kollege damals nur flüchtig beschreiben konnte, von Angesicht zu Angesicht gesehen, er hatte sich die Gesichtszüge genau eingepreßt, um nun wenigstens nicht mehr im Dunkeln herum zu tappen. Zudem besaß er einen Bundesgenossen. — Der Mann aus der „Kolonia“, den er für morgen zu sich bestellt, der sollte sofort Tag für Tag vom frühen Morgen bis Abends alle Wirtshäuser durchsuchen. Sollte denn der Zufall nicht noch einmal günstig sein und ihm den Gesuchten in die Arme führen? Zum zweiten Male sollte er ihm nicht entweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Es wurde im Reichstag von sozialdemokratischer Seite die Behauptung aufgestellt, daß die Franktireurs von den Deutschen reihenweise erschossen worden seien. Diese Behauptung ist eine grobe Verleumdung, denn stets wurden von

allen deutschen Truppen die uniformierten Franktireurs vollständig als kriegsführende Truppen anerkannt, und wenn nicht viele derselben von den Deutschen gefangen genommen wurden, so geschah dies nicht, wie die Herren Genossen annehmen, weil sie niedergeschossen wurden, sondern nur, weil sie rechtzeitig Fernjagd gaben. Richtig aber ist, daß wir solche Leute, die aus dem Hinterhalt heraus deutsche Soldaten niederschossen, ohne weiteres niedermachten, allein dies war nur das blutige Recht des Krieges. Der Elässer Delmas giebt in seinem Buch „Von Fröschweiler nach Paris“ ganz ausdrücklich zu, daß wir in vollem Rechte waren, diese Leute wie Straßenräuber niederzuschießen. Die französischen großen Zeitungen haben damals in rasender Wut den Haß gegen die deutschen Heere entflammt; sie haben die Bauern aufgefordert, in Wäldern und hinter Hecken auf die einzelnen Deutschen aufzulauern, sie hinterläßt zu erschließen oder im Schlafe zu überfallen und mit Mistgabeln zu ermorden, und es hat selbst der Figaro eines Tages geschrieben, daß man, wenn alle Mordwerkzeuge versagen, zum Gift greifen solle. Daß wir aber einer solchen barbarischen Aufregung gegenüber das strengste Recht des Krieges üben mußten, war einfach Pflicht gegen das eigene Heer. Wir waren nach dem blutigen Geheiß des Krieges genötigt, in Chadeaudun, in Ables, in Fontenoy und in Nogent eine größere Anzahl von Häusern zusammenzuschließen, weil die Bürger dieser Städte entgegen allem Völkerrecht und trotz der ausdrücklich zugestellten Warnung am Kampf teilgenommen hatten, oder weil sie den Franktireurs behilflich waren, deutsche Truppen im Schlaf zu überfallen. Wenn jetzt nach 30 Jahren die Führer der Sozialdemokraten den deutschen Heeren den Vorwurf der Grausamkeit machen, so mögen sie sich schmählicherweise durch einen der höchsten französischen Heerführer, den General Trochu, belehren lassen, der in seinem nachgelassenen, im Jahr 1897 erschienenen Buch über die Belagerung von Paris die Haltung der deutschen Heere, ihren religiösen Sinn ganz besonders anerkannt und auf S. 550 schreibt, daß die deutschen Truppen nur, wo es nötig war, und stets nur auf höhere Anordnung mit Strenge eingegriffen sind, daß die Soldaten sich stets gezeigt haben: merveilleusement disciplinés, d. h. von vortrefflicher Zucht und Ordnung. Der General Trochu erinnert in seinen Büchern die Franzosen mehrfach daran, wie ihre Truppen in den Jahren 1806 bis 1813 in Deutschland gehandelt haben, und er sagt u. a. auf Seite 49 des zweiten Bandes, daß der Marschall Bugeand, bei dem General Trochu im Anfang der 40er Jahre als junger Hauptmann Adjutant war und der die Kriege Napoleons als Leutnant mitemachte, nur mit innerster Empörung von den Schandthaten der französischen Soldaten gesprochen habe. Beschämend für diese Herren Reichstagsabgeordneten muß es sein, wenn der Feind die Haltung der deutschen Heere anerkennt, der Deutsche selbst aber sie verleumdet.

Neuwied, 19. Jan. Ein französischer Soldat aus dem Kriege 1870/71 wurde heute hier mit allen Ehren, die deutschen Soldaten zu Teil werden, zu Grabe geleitet. Der Verschiedene Vincenz Kuhn, hatte seinem Vaterlande als Soldat und als Krieger gedient, wurde in den Schlachten bei Metz Kriegsgefangener und blieb seit dieser Zeit in Neuwied, wo er sich das Bürgerrecht erwarb. Es war ein schlichter Mann, der sich durch seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdiente. Treue Kameradschaft hielt er mit den deutschen Kriegern, weshalb er auch Aufnahme in dem hiesigen Veteranen-Verein fand, der ihn unter den Klängen einer Musiklapelle, die das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“ anstimmte, zu Grabe geleitete.

[Anstrengende Arbeit.] „Sag' mir nur Michel, warum schweigst du denn so? ... Hast' d' am End' g'arbeit'?“ — „O na — aber n' Herrn Grafen hab' ich troff'n der hat mi an' g'sproch'n und da hab' ich hochdeutsch red'n müß'n!“



## Neueiger u

Nr. 16.

Erstam Montag, Mi  
stetelz. N 1.85, monatlich

## Andi

Nachdem durch A  
Zeitpunkt für die Erric  
Aufhebung der Stolge  
17. Januar 1902 die  
örtlichen Mitteln auf  
leistenden Beträge, die  
bezüglich, jeder Kirche  
8. November 1901 dur  
in Aussicht gestellt wor  
der Kirchengemeinderat  
den Beträge alsbald her  
Den 25. Januar

## Die Kgl. ev.

wollen gemäß hohem G  
Orten

- 1) Unterricht in  
a) obligatorisch  
bestimmte  
b) fakultativ.
  - 2) kein berartiger  
Grundes.
- H ö f e n, den 25.

## Die Kgl. ev.

werden gemäß hohem G  
unständigen Lehrer in  
als Lehrgehilfen, Unter  
Amisverweiser vertreden  
einen besonderen Lehrer  
H ö f e n, den 25.

## Sta

### Am Donn

verkauft die Gemeinde  
berg im öffentlichen Au  
228 St. L., 138  
62 St. L., 237  
157 St. L., 46  
Die Stangen sind  
Die Zusammenkur  
Den 27. Januar

## So

### Die Stadtgemeind

### Donne

auf dem hiesigen Nat  
Sommerhalbe, Deutelte  
a) ve  
146 Nm. Prigel  
17 Flächenlose  
72 Hagstangen

